

WEIDENBERG

Anja Lauckner ist 35 Jahre alt. Vor vier Jahren ist ihr Ehemann Kai an Magenkrebs gestorben. Zwei Jahre blieben der jungen Familie von der Diagnose bis zu Kai Lauckners Tod. Darüber hat Anja Lauckner ein Buch geschrieben. Die Stockauerin schildert auch die Konflikte mit dem Sterbenskranken. Aber sie sagt ebenso: „In der Krankheit hat er sich so verändert, dass ich mich genau in diesem Mann noch einmal wahnsinnig verliebt habe.“

Frau Lauckner, Sie haben Ihren Schicksalsschlag zuerst in einem Blog verarbeitet. Dann in einem Buch. Der Tod ist etwas sehr Persönliches und die Trauer derer, die zurückbleiben, ist in der Regel nach innen gekehrt. Sie erzählen Ihre Geschichte der ganzen Welt. Wieso?

Anja Lauckner: Ursprünglich habe ich das auch eher mit mir selbst ausgemacht. Einem besonders guten Freund habe ich aber lange Mails geschrieben. Er sagte dann, ich soll das für alle Menschen aufschreiben. Kai und ich hatten schon während der Krankheit eine ganz eigene Herangehensweise an den Tod. Auf der Palliativstation im Krankenhaus waren sie davon – ja – begeistert. Ich habe unsere Geschichte dann in einem Trauerseminar für Krankenpfleger erzählt. Das war im November 2012, und erst ein Jahr zuvor war Kai gestorben. Da habe ich gemerkt: Irgendwie hilft mir das. Danach ging es mir immer besser.

Werden der Tod und das Sterben in unserer Gesellschaft zu sehr an den Rand gedrängt, sollten wir damit offener umgehen?

Lauckner: Ja. Das habe ich ja mir selbst gemerkt. Ich hatte vorher total Angst vor dem Tod und vor dem Sterben. Man beschäftigt sich nicht damit. Es ist Schmerz. Und Menschen verbinden den Tod immer mit Schmerz und Tragik und Verlust. Ich habe mir gedacht: Jeder Mensch kommt auf die Welt, und jeder Mensch stirbt. Also müssen wir doch irgendwie ausgestattet sein, damit umzugehen, weil der Sterbeprozess das Natürlichste auf der Welt ist. Letzten Endes ist das Sterben etwas ganz Friedliches, so dass ich jetzt gar keine Angst mehr davor habe.

„Als Kais Leber mit Metastasen befallen war, wussten wir, wir haben vielleicht noch ein Jahr.“

Wie war für Sie und Ihren Mann der Moment, als Sie von der Diagnose erfahren haben?

Lauckner: Ich hatte schon vorher gespürt, dass da irgendwas Schlimmes sein muss. Kai hat darüber nicht viel gesprochen. Die erste Diagnose war einerseits ein Schock. Andererseits hatten wir noch Hoffnung, weil es einen Behandlungsplan gab. Wir hatten etwas, das wir machen können – eine Chemotherapie, eine Operation, wieder Chemotherapie. Und dann war über den Sommer 2010 hinweg eigentlich noch alles super. Bis der Krebs zurückkam. Als Kais Leber mit Metastasen befallen war, wussten wir, wir haben vielleicht noch ein Jahr. Der Tag, an dem wir das erfahren haben, war grausam. Da ist eine Welt zusammengebrochen. Aber so war es dann, und wir haben noch einmal zusammen Gas gegeben. Wir konnten beide sehr gut die Situation so akzeptieren, wie sie ist. Wir haben nicht mehr gehofft, er würde wieder gesund. Denn bei allem Glauben und aller Hoffnung darf man die Realität nicht außen vor lassen. Wer das erkennt, kann noch eine gute Zeit haben.

Also ab dem Moment, in dem sie beide wussten, das führt zu seinem Tod – da haben sie sich gesagt, wir machen aus der Zeit, die uns bleibt, das Beste?

Lauckner: Es war mein allerbestes Ehejahr. In der Krankheit hat er sich so verändert, dass ich mich genau in diesem Mann noch einmal wahnsinnig verliebt habe.

Gibt es heute noch etwas, das Sie gerne mit ihm gemacht oder ihm gesagt hätten?

Lauckner: Als Kai gestorben war, gab es kein hätte, wäre, wenn mehr. Ich hätte keinen weiteren Kuss mehr bekommen können, keine Umarmung, keinen Streit, keine Tränen. Wir sind noch einmal an den Gardasee gefahren. Natürlich mit den Einschränkungen, die wir hatten. Das Auto war voller Ernährungsbeutel, Desinfektionskram, Medikamente. Wir waren noch einmal in Wien. Wir sind noch einmal nach Bad Reichenhall gefahren, den Ort unserer Verlobung. Wir hatten damals eine schöne Zeit als Familie. Kai hat zum Beispiel immer gesagt, er würde nie backen. Dann kam ich nach Hause, und plötzlich stand ein Kuchen da. Kai ist plötzlich aufgegangen darin, mit uns Weihnachtspätzchen zu machen. Und er hat gestrahlt über das ganze Gesicht. Er musste auch noch unbedingt hier alles in Ordnung bringen. Den Carport vor unserem Haus hat er im Juli und August 2011 gebaut. Im September ist er gestorben.

Viele Menschen, die so jung sterben wie Ihr Mann, kommen bei Unfällen ums Leben und sind plötzlich weg. Würden Sie sagen, dass Sie sogar dankbar sind, dass Sie Abschied nehmen konnten?

Lauckner: Ja, ganz eindeutig. Ich habe ganz oft überlegt, was schlimmer ist. Und für mich wäre es definitiv viel grausamer gewesen, Kai – er war Dachdecker – wäre vom Dach gefallen. So konnten wir über alles sprechen. Wir haben auch darüber gesprochen, wie er sich seine Beerdigung vorstellt. Das hat mir sehr geholfen. Es ist schließlich seine, nicht meine.

Der Krebs führt zu immer massiveren körperlichen Einschränkungen. Der Kranke hat immer mehr Schmerzen. Wie sind Sie beide mit diesem Prozess umgegangen?

Lauckner: Kai war besonders. Kai hatte keine Schmerzen. Meinte er. Er konnte mit dem Thema Schmerz nicht umgehen. Anfangs hat er gedacht, er

muss jegliche Schmerzen aushalten. Für einen gestandenen Handwerker ist es wohl schlimm, wenn er zugeben muss, dass er furchtbare Schmerzen hat. Dann hatte er aber beim Essen schlimme Beschwerden und hat körperlich noch mehr abgebaut als ohnehin schon. Da ist er auch das erste Mal auf die Palliativstation gekommen. Das war kurz vor Ostern 2010. Die haben ihn dort aufgepöppelt, ihm eine Schmerztherapie nähergebracht und ihm ein Fentanyl-Spray gegeben. Dieses starke Schmerzmittel hilft in der richtigen Anwendung und Dosierung super. Aber ich glaube, man darf das niemandem in die Hand geben, der mal lange geraucht hat. Da gibt es so etwas wie eine Suchtverschiebung. Er war wie ein Heroinsüchtiger mit dem Spray. Das wurde eins unserer größten Probleme. Ich habe in der Zeit oft mit dem Gedanken gespielt, ihn zu verlassen. Das hält man nicht aus. Abhängige, die nicht zu ihrem Stoff kommen, werden böse, ohne Sinn und Verstand. Und da war für mich eine Grenze.

Sie hätten Ihren todkranken Mann beinahe verlassen?

Lauckner: Als er einmal wegen Bauchschmerzen untersucht wurde, haben die Ärzte gesehen, dass der rechte Lungenflügel eingefallen war. Und er hat es nicht gemerkt, weil er unter Schmerzmitteln stand. Wir hatten wirklich Streit bis zum Gehirntumor, und ich war kurz davor, auszuziehen. Ich habe dann gesagt, entweder ich helfe ihm dabei, und er schafft das – oder aber unsere Wege trennen sich. Er hat beschlossen, den Entzug zu machen. Keine Fentanylpflaster mehr. Kein Spray. Er konnte ja nichts dafür. Kai kämpfte mit der Krankheit und war gefangen in einem Strudel der Sucht. Alene kam er da einfach nicht mehr raus. Eines Abends fing er an, sich unter heftigen Schmerzen zu übergeben. Da habe ich ihm ein einziges Mal wieder das Spray gegeben. Er wurde wie ein Suchtkranker rückfällig. Das war die

schlimmste Nacht meines Lebens. Der Tod ist nichts dagegen. Kai hat mich beschimpft, bedroht. Morgens habe ich dann den Bereitschaftsdienst angerufen, weil es überhaupt nicht mehr ging. Auch unser Hausarzt hat das mitbekommen und mich am Telefon zuerst gewarnt, Kai das Spray zu geben und mir dann doch dazu geraten – weil er mitbekommen hat, wie sehr Kai neben der Spur war. Der Arzt hat dann bei ihm einen Darmverschluss festgestellt.

Normalerweise liegt man mit einem Darmverschluss flach...

Lauckner: Kai ist aufrecht durch die Gegend gelaufen. Unser Hausarzt hat eine flammende Rede gehalten, dass mein Mann das Spray nicht mehr nehmen darf. Ich saß daneben, habe geheult. Dann saßen wir im Auto und Kai sagte: Gib mir das Spray, du ... Die Beschimpfungen haben nicht aufgehört, bis ich ihn im Krankenhaus abgeliefert hatte. Er wollte unbedingt das Spray. Bis auf einen Sprühstoß habe ich es dann versprüht und zu Kai gebracht. Da war ich sofort die beste Ehefrau der Welt. Am nächsten Tag ist sein Darmverschluss operiert worden. Danach wollte ich ihn besuchen. Er war auf Intensiv, weil sie ihn nicht schmerzfrei bekommen haben. Er war auf Entzug. Oben lief die Kotze raus, unten lief es raus. Er hat nur starr an die Decke ge-

schaut. Überall wussten die Ärzte fortan Bescheid: Herr Lauckner bekommt kein Fentanyl-Spray mehr.

Sie haben einen Sohn. Wie alt war er, als das alles passierte?

Lauckner: Als Kai krank geworden ist, war Nils vier. Und als Kai gestorben ist, war Nils sechs.

Wie haben Sie Ihrem Sohn erklärt, dass Papa sterben wird?

Lauckner: Wir haben von vornherein gesagt, dass Nils alles wissen und auch dabei sein soll. Zum einen wollten wir das als Familie durchstehen. Zum anderen nimmt das einem Kind die Angst. Nils und Kai waren einander sehr wichtig. Wir haben Nils gesagt, dass der Papa sehr krank ist. Ihn hat das immer beruhigt, einfach dabei zu sein. Er war immer sehr interessiert. Nils war immer da. Wenn Kai sich im Bad übergeben musste, ist er rein und hat gefragt: Papa, kann ich dir helfen? Da war Nils fünf. Er ist dann aber auch spielen gegangen, weil er wusste, wenn was ist, sagen mir meine Eltern, was los ist. Ich habe Kai zum Schluss auch gefragt, wo er sterben möchte. Ich hätte es respektiert, hätte er zu Hause sterben wollen. Aber ich war sehr froh, dass er das nicht wollte. Kai sagte, er will die Entscheidung mir und Nils überlassen.

Anja Lauckner über den zwei Jahre währenden Abschied von ihrem todkranken Mann Kai

Bis dass der Tod uns scheidet

Sie mussten Ihren Sohn also nicht beschützen vor dem, was passieren würde?

Lauckner: Nein, wir wollten ihn mitnehmen.

Und Nils hat seinem Vater sogar geholfen, das alles durchzustehen?

Lauckner: Ja, die beiden haben hier die künstliche Ernährung für Kai aufbereitet. Nils war bei den Ärzten dabei und durfte auch mal eine Vitaminspritze mit reinrücken. Dabei zu sein, nimmt auch die Bedrohlichkeit für ein Kind. Denn wenn ein Kind was nicht mitmachen darf, dann ist das entweder verboten, schlimm, oder etwas, wofür es zu klein ist. Und letztes Endes kann jeder krank werden. Für jeden kann das Leben von heute auf morgen vorbei sein. Und das hat Nils mit seinem Herzen begriffen. Er hat das verinnerlicht, weil er diesen Weg mitgegangen ist. Nils wollte auch wissen, was mit ihm selbst sein wird, wenn mir was passiert. Er brauchte einen Plan. Und da durfte ich nicht sagen, mir passiert schon nichts. Das habe ich einmal versucht. Da sagte er: Mama, du hast gesehen, dem Papa ist es auch passiert, ich muss das wissen. Es kann von heute auf morgen zu Ende sein. Ich habe mit ihm einen Plan ausgemacht.

Haben Sie in der ganzen Zeit mal über das Thema Sterbehilfe nachgedacht und darüber, den Zeitpunkt gemeinsam mit Kai frei zu wählen?

Lauckner: Ich wäre zuerst eher dafür gewesen, das so lange wie möglich rauszuziehen. Wir haben uns aber schnell darauf geeinigt, dass wir nicht alles ausreizen wollen. Jetzt im Nachhinein würde ich mich schon intensiver damit auseinandersetzen. Als der Krebs zurückkam, habe ich Kai auch gesagt, dass ich es verstehen würde, wenn er jetzt keine palliative Chemotherapie mehr haben will. Er wollte das aber durchziehen und hat das vom Vertrag. Auf der Palliativstation ging es dann darum, es einfach so gut wie möglich für den Kranken zu machen. Es war von Anfang mein Wunsch, dass er dorthin kommt. Als das zum ersten Mal im Raum stand, hat er drei Tage nicht mit mir geredet, weil er sich gefühlt hat, als würde er zum Sterben abgeschoben. In den anderthalb Jahren war er dann aber bestimmt sieben oder acht Mal auf der Palliativstation und hat sich dort einfach nur wohlgefühlt. Die machen es so, dass Patient und Angehörige gut aufgehoben und umsorgt sind. In allen Situationen.

Wie war der Moment, als Sie Abschied voneinander nehmen mussten?

Lauckner: Weil wir immer alles ganz gründlich machten, hatten wir quasi einen Probetermin. Abends saßen meine Schwester, meine Mutter und ich beim Essen. Da rief die Palliativstation an, mein Mann mache ihnen Sorgen. Ich bin dann hingefahren. Mittags war Kai noch ansprechbar. Wie ich dann wiederkam, hatte er ein weißes T-Shirt an. Weiß stand ihm sehr gut. Und er hatte nicht eine Falte im Gesicht. Er sah aus wie ein schlafendes Baby. Er war nicht mehr ansprechbar. Die Schmerzpumpe war abgestellt. Alle Infusionen waren ab. Er war einfach nur friedlich. Ganz selten hat er einen Atemzug getan. Das wäre eigentlich der richtige Moment gewesen, aber mir ging das plötzlich alles zu schnell. Dann kam noch der Arzt und sagte zu Kai: Was ma-

„Ich hatte mir immer gewünscht, dass ich bei ihm bin, wenn er geht.“

chen Sie denn für Sachen? Die Ärzte hatten gerade noch mit Bestrahlung angefangen, dass er wacher wird und vom Leben Abschied nehmen kann. Und plötzlich lag er da im Koma. Er hatte hoch dosierte Cortison-Infusionen bekommen, damit die Metastasen im Kopf abschwellen. Normalerweise muss man eher aufpassen, dass der Blutzucker dann nicht hochgeht. Kai hatte aber einen lebensbedrohlichen Unterzucker.

Waren Sie froh, dass er noch einmal zurück kam?

Lauckner: Wenn ich die beiden Abende vergleiche, wäre der Probeabend der bessere gewesen. Denn dann wäre Kai ansehlich von der Welt gegangen. Er ist eine Woche später gestorben, und das ging über vier Tage. Er hatte sich noch einmal aufgebläht wie es im Buche steht. Wir haben geredet, und er

war voll bei der Sache. Am nächsten Tag kam ich dann, da war er schon in der Zwischenwelt. Ich glaube, dann hat ein Mensch auch fast keine Schmerzen mehr. Er lag dann da mit halb geöffneten Augen. So haben wir Freitag, Samstag, Sonntag und Montag zusammen verbracht. Dann habe ich immer auf die Terrasse geschoben, weil so schönes Wetter war. Entweder haben wir Musik gehört, ich habe ihm vorgelesen oder einfach seine Hand gehalten. Das war so friedlich. Das war unsere Abschiedszeit. Einmal habe ich ihm noch eine Zigarette an den Mund gehalten. Das war die Letzte. Ich, die absolute Rauchergegnerin. Das war immer ein Streitthema bei uns. Ich habe sie für ihn angezündet. Kai starb montags. Ich saß hier beim Abendessen und fühlte mich seltsam. Ich musste noch mal hin, was ich sonst nie gemacht habe. Abends war einfach Nils-Zeit. Aber meine Schwester und meine Mutter waren ja da. Dann habe ich mich zu Kai gesetzt, es mir gemütlich gemacht, geben den Tag durchgegangen. Da hat er schon immer weniger geatmet. Zwischen den Atemzügen habe ich die Sekunden gezählt und war froh, wenn der nächste kam. Ich hatte mir immer gewünscht, dass ich bei ihm bin, wenn er geht. Und ich habe ihm auch jedes Mal, wenn ich gegangen bin, gesagt: Freund, entweder du stirbst in meinen Armen oder alleine. Im Radio lief dann „The Sound of Silence“ von Simon and Garfunkel. Kai mochte es nie, wenn ich mitsinge. Und da habe ich mir gedacht, er kann ja gar nichts dagegen tun. Ich habe das Radio aufgedreht und mitgesungen. Ich weiß nicht, wie oft ich das Lied seitdem gehört habe. Und jedes Mal bin ich wieder in diesem Moment. Das war so ... das war einfach Harmonie, Frieden, es ist alles gesagt, es ist alles getan. Er kann jetzt gehen. Er ging natürlich nicht. Irgendwann habe ich mich auf den Weg gemacht, war kurz bei den Schwestern und kam dann noch einmal an Kais Zimmer vorbei und hörte ein Geräusch. Ich ging rein, es

war halbdunkel, und habe zu ihm gesagt: So, du bekommst jetzt noch einen letzten Kuss. Er soll gehen. Wir schafen das. Wir sind alle traurig, aber er soll sich jetzt keine Sorgen mehr machen.

Aber davon hat er nichts mehr mitbekommen?

Lauckner: Doch, doch. Er war irgendwie da. Ich bin dann nach Hause gefahren und saß wieder bei meiner Schwester und meiner Mutter. Wir haben einen Eierlikör auf Leber getrunken. Wir hatten schöne Musik und Kerzen an, und da war Kai schon bei uns. Das wussten wir nur noch nicht. Ich bin um halb zehn gegangen. Auf dem Totenschein stand 22.03 Uhr. Mit dem Krankenhaus hatte ich vorher ausgemacht, dass mich nach 22 Uhr niemand mehr anruft. Ich bin mir sicher, dass er schon tot war, noch bevor ich im Krankenhaus zurück am Auto war. Ich habe mir ganz lange gesagt, wäre ich doch nur zehn Minuten länger geblieben. Aber dann wäre er wahrscheinlich zehn Minuten später gestorben. Ich glaube, auch demjenigen, der sterben muss, fällt es schwer, zu gehen, wenn da noch jemand ist, den man sehr mag. Kai hat immer gesagt, er habe keine Angst vor dem Tod und keine Angst vor dem Sterben. Aber der Gedanke, uns zurückzulassen, hat ihm die Tränen in die Augen getrieben.

„Das Leben ist feierenswert. Schon alleine um derentwillen, die nicht mehr daran teilhaben können.“

Familie und enge Freunde begleiten einen durch die schwere Zeit danach. Da kommen dann vielleicht auch mal gute gemeinte Ratschläge wie „schau nach vorne, das Leben geht weiter“. Ist das das Allerletzte, was man dann hören will?

Lauckner: So richtig hat das zu mir damals keiner gesagt. Ich war anders. Wir haben schon vorher angefangen, gemeinsam zu trauern. Das ist das, was ich nur jedem ans Herz legen kann. Denn das ist unbezahlbar. Aber dafür muss man den Mut haben und dem Tod ins Auge schauen. Danach war ich einfach erst einmal froh. Ich bin ins Kino gegangen und essen. Für manche war ich vielleicht zu sehr im Leben. Und ich konnte anfangs nicht verstehen, wie man mich nicht verstehen kann. Ich wollte das Leben feiern. Denn das Leben ist feierenswert. Schon alleine um derentwillen, die nicht mehr daran teilhaben können. Es ist wirklich sehr schwierig, bei sich zu bleiben, wenn die Welt da draußen manches vielleicht anders sieht. Schlussendlich konnte ich aber auch immer mit den Leuten darüber reden und meine Gefühle und meine Sichtweisen darlegen. Viele fanden meinen Weg auch toll. Andere können sich damit vielleicht weniger identifizieren. Das ist auch gut so. Jeder sollte doch am Ende versuchen, seins zu finden. Nach seinem Herz- und Bauchgefühl. Aber wir haben Tschüss gesagt, wir haben uns verabschiedet, wir haben alles besprochen. Er geht jetzt seinen Weg, und ich gehe meinen. Er pflastert jetzt dort oben und baut und macht alles ordentlich. Das heißt nicht, dass es hier unten nicht manchmal wirklich schwer war, ist und noch sein wird. Aber ich bin einfach dankbar, dass ich lebe. Und das symbolisiere ich nach außen. Und deswegen sagt man mir ganz selten, schau nach vorne.

Was antworten Sie, wenn jemand fragt, ob Sie noch trauern?

Lauckner: Ich trauere natürlich. Aber in meinem Tempo. Ich gehöre leider zu denjenigen Menschen, die eine Nacht durchheulen, und man sieht es mir morgens nicht an. Und weil ich weiß, wie furchtbar die Täler sein können, liebe ich meine Gipfel umso mehr. Weil ich auch einfach weiß, ich kann morgen zum Arzt gehen, und es kommt eine schlimme Diagnose. Früher war ich immer die Planungsfrau schlechthin. Am liebsten drei Jahre im Voraus alles in den Kalender eintragen. Und dabei habe ich vergessen, heute zu leben. Das mache ich jetzt.

Das Gespräch führte Moritz Kircher



Auf dem Foto, das Anja Lauckner geschossen hat, albert Kai Lauckner mit seinem Sohn Nils herum. „Die beiden waren einander sehr wichtig“, sagt sie.



Anja Lauckner: Schwarz steht mir einfach nicht – Mein Leben ohne Kai. Ein Buch über die Liebe und den Tod. Ludwig-Verlag, ISBN 978-3-453-28072-4, 256 Seiten, 19,99 Euro.

LESUNG

Die Autorin stellt ihr Buch bei einer Lesung am Donnerstag, 26. November, vor. Die Lesung findet ab 19 Uhr im großen Saal des Evangelischen Gemeindehauses in der Richard-Wagner-Straße 24 in Bayreuth statt. Anschließend gibt es eine Diskussionsrunde. Der Eintritt ist frei.



„Wir haben Tschüss gesagt, wir haben uns verabschiedet, wir haben alles besprochen. Er geht jetzt seinen Weg, und ich gehe meinen.“ Aber Anja Lauckner ist davon überzeugt, dass es für sie ein Wiedersehen mit ihrem Mann Kai geben wird.

Foto: Susanne Kraus